

Mitteilungen aus Müsli's Korrespondenz

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Berner Taschenbuch**

Band (Jahr): **21 (1872)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Anhang.



I. Mittheilungen aus Müsli's Korrespondenz.

1) Lavater an Müsli den 12. Februar 1800.

Herzlichen Dank, lieber Müsli, für die baldige Nachricht von dem so viel schneller wirksamen Friedenskongreß — als der zu Rastatt — zwischen dem Berner Ministerium und dem Minister Stapfer. Der gute Erfolg hat mich in der Seele gefreut. Wahrheitsliebe macht Versöhnungen guter Menschen leicht. — Wahrheitsliebe! du Heiligstes der Menschheit! Ach, warum so selten — zwischen Gelehrten, besonders wo „geistlich“ genannte mit dabei sind! Nun, Sie haben ein schönes Beispiel gegeben. Vollenden Sie nun schön, was Sie schön begonnen haben, und besonders möchte ich Sie bei Ihrer wichtigen Auseinandersetzung der Kirchen- und Staatsrechte bitten, so philosophisch das ist, so grundsatzmäßig und konsequent, so frei und liberal, wie möglich, zu Werke zu gehen. Wir müssen die günstige Freiheit so benutzen, wie Zürich die Interimsregierung benutzte. Wir müssen uns einen offenen Weg bahnen zur möglichst freien und heilsamen Thätigkeit. Dem Vaterland soll gewiß diese freiere von einem Episkopat¹⁾, wie das ehedem, unabhängigere, nur unter Vigilanz gegen Mißbrauch stehende Thätigkeit, recht wohl bekommen. Unser Stand muß dem Staate, je weniger dieser sich selbst mit Religionsgeschäften befaßt, als unentbehrlich vorkommen. O laßt uns deshalb unsere Kräfte zusammenfassen, daß wir unserem Zeitalter und der Nachkommenschaft etwas Festes und Gutes hinterlassen! — Ich bin nach Bern eingeladen, aber an's Bett gefesselt.

L.

¹⁾ Er meint das Episkopat des Staates als des summus episcopus nach protestantisch-staatskirchlicher Anschauung,

2) Lavater an Müsli den 2. Dezember 1800.

— In Ansehung der Ordination Ungelehrter¹⁾ hab' ich nicht den mindesten Anstand, sie zu empfehlen, ja zu wünschen, wenn es nur brave, vernünftige, demüthige, bewährt christliche Männer sind, die man ordinirt. Was hat uns unser Latein und Griechisch auf der Kanzel, am Sterbebett und auf dem Schaffot genützt! Was die Auspendung der Sakramente anbetrifft, was thut dazu die Gelehrsamkeit? Sahen sich die Apostel als eine gelehrte Gesellschaft an? Wählten sie Gelehrte als solche zu Bischöffen oder Dienern oder Sakramentmittheilern? War Johannes der Täufer ein Gelehrter? Darf nicht bei den Katholiken selbst, denen doch die Taufe noch viel heiliger ist als uns, ein jeder Vater, ja im Nothfalle die Hebamme taufen? Durfte nicht von Anfang jeder Hausvater das Osterlamm und nachher das Abendmahl austheilen? Bei uns gilt ja die priesterliche Weihung nichts. Also laßt uns ja jede Spur von Priesterlichkeits-Anmaßung von uns entfernen — wenn nur Christus mit Weisheit, Kraft und Liebe verkündigt wird!

Soviel, Lieber, unter heißen bangen Schmerzen, die mich kaum athmen lassen.

Johann Kaspar Lavater.

3) Müsli an Rengger.

Bern, den 27. November 1814.

„Luft und Wasser“, diese zwei Worte, Hochgeehrter Herr, sind der Text dieses Briefes.

¹⁾ Man trug sich damals in Bern bei dem großen Mangel an Kandidaten des Predigtamts mit dem Gedanken, ungelehrte aber christliche Männer als Prediger, namentlich für abgelegene Berggemeinden zu ordiniren. Müsli hatte darüber Lavater's Ansicht verlangt. Bern hätte wahrlich besser gethan, den vorurtheilsfreien Rath Lavater's zu befolgen, als, wie dann geschah, den Kirchendienst Leuten aus den östlichen Kantonen zu eröffnen, die, der Mehrzahl nach, ihn nur verunehrt haben.

Sie hätten Bern nichts als Luft und Wasser zu verdanken, das sagen Sie gedruckt vor aller Welt; vor einer annoch lebenden Anzahl von Zeitgenossen, denen Allen es als so vielen Augenzeugen bekannt ist, daß Sie es Bern zu verdanken haben, daß Sie das sind, was Sie sind. So lange Ihr Kampf gegen Bern sich inner der Grenzen der bloßen Politik hielt, glaubte ich es meiner Stellung schuldig zu sein, an demselben keinen Antheil zu nehmen. Jetzt aber, da ich ihn in's Gebiet der Moral hinübergespült sehe; jetzt, da die Frage über Dank oder Undank gegen Bern rege wird; jetzt kann ich es nicht mehr lassen, über diese Frage auch meine Stimme zu geben. Aber nicht in einem öffentlichen Blatte. Nein, nur durch einen freundschaftlichen Brief will ich es versuchen, den in obigen zweien Worten ausgesprochenen Irrthum zu berichtigen, und Ihrem Gedächtnisse die Erinnerungskraft an empfangene Gutthaten wieder zu geben, die es im Drange so vieler und großer Geschäfte, und in der Hitze des Streits verloren zu haben scheint. Was Sie auch von mir, dem einzigen noch übrig gebliebenen Collegen Ihres trefflichen, unvergessenen und unvergeßlichen Herrn Vaters am wenigsten übel nehmen werden.

Was würde nun der dazu sagen, wenn er's lesen könnte: Ich, sein Sohn, habe Bern nichts als Luft und Wasser zu danken. Hören Sie seine Stimme aus dem Grabe:

„Was wärest du, Sohn! wenn ich nie nach Bern wäre befördert worden? Wie wäre es mir möglich gewesen, von dem geringen Einkommen von Gebistorf¹⁾ meinen drei Söhnen, und besonders dir, diese kostbare Erziehung zu geben? War es der engherzige Bernergeist, der Mir, dem unbekanntem Aargauer, eine solche Menge mächtiger Freunde erweckte, daß ich gleich bei meinem ersten Erscheinen in Bern beinahe über den geliebten und lebenswürdigen Berner, Herrn Beerleder, gesieget hätte?“

„War es der jetzt so verrufene Berner-Geist, daß ich ein-

¹⁾ Abraham Kengger war früher, von 1763—1773, Pfarrer in Gebistorf gewesen.

hellig an seine Stelle zum Helfer an der Spitalkirche erwählt ward, und daß man mir mit einem Faß Wein, 160 Kronen an Werth, meine Reisekosten vergütete, daß ich für den Mehrwerth meines Einkommens von Gebistorf gegen das viel geringere der Spitalhelferei so reichlich entschädiget ward, daß wir Alle mehr als hinlänglich davon leben konnten?“

„Und hier, mein Sohn! wie konntest du der Gutthaten vergessen, die wir, neben ihr wohnend, von unserer mütterlichen Freundin, Frau Sefelmeister Willading, empfangen haben? Ihr Haus war das meinige; ihr Tisch, so oft ich wollte, der meinige; an dem auch du unzählige Male mehr als „Luft und Wasser“ genossen hast. Das meiste Silberzeug, das ihr bei meinem Tode werdet vorgefunden haben, vielleicht noch mit ihrem Familien-Wappen bezeichnet, kam von ihr. Von ihr ward ich, und euere Großmutter, und ihr, mit Geschenken aller Art, fast jede Woche bis zu ihrer eigenen Erschöpfung überhäuft. Fast alle Leibwäsche ihres Eheherrn, seine Rippen, seine Bibliothek und andere Effekten von Werth, schenkte sie mir. War dies Alles auch nur Luft und Wasser?“

„Aber Sie war nicht die einzige Bernerin, die meinem Hause wohlgethan hat. Eine Menge der reichsten Häuser, z. B. Herr Schultheiß Sinner, Herr Schultheiß Steiger, Herr Rathsherr von Bonstetten, das Haus Freudenreich, Tscharner und andere, haben mich mit Wohlthaten überhäuft, und mir meinen Aufenthalt in Bern nicht nur äußerst ehrenhaft und angenehm, sondern es mir auch möglich gemacht, meinen drei Söhnen diese kostbare Erziehung zu geben. Alles, was ich begehrte, erhielt ich; mir zu lieb ließ man sogar die Gesetze schlafen: So erhielt ich für meine drei Söhne, und also auch für dich, das Tillier-Stipendium mit 750 Kronen; nicht in Wasser und Luft, sondern in Gold und Silber; auch für dich, obschon das Stiftungs-Gesetz es verbietet, es an einen Nicht-Theologen zu vergeben (pag. 11, 13, 14, 19), und hingegen ausdrücklich gebietet, das Stipendium allsogleich zu zucken, sobald der Stipendiat den geistlichen Stand verläßt, und zu einer andern Berufsart, namentlich der Medizin,

übertritt. Dies war doch wieder eine nicht geringe Wohlthat von Bern, und nicht bloß Luft und Wasser.“

„Auch die des Muthafen-Beneficii habe ich nicht verschmäht. Den habe ich für meine beiden Söhne eilf Jahre lang bezogen; was sehr mäßig berechnet, meinem Hause, und also auch euch, eine Summe von 840 Kronen werth war. Ohne diese Wohlthaten, verbunden mit allen vorigen, wäre es mir nicht möglich gewesen, dich Medizin studiren zu lassen. Wenn ich nun diesen, deinen eigentlichen Genuß, nur mit Hülfe Berns bestritten habe; wenn ich dieser Stadt die Mittel zu deiner ganzen Ausbildung verdanke, — wie konntest du dich so weit vergessen, öffentlich zu behaupten, du hättest nur Luft und Wasser von ihr empfangen? Ist die Dankbarkeit für das was Ich empfangen, denn nicht eine heilige Pflicht, die du mit meinem Nachlasse übernommen hast?“

„Ich bin noch nicht fertig, mein Sohn! Als ich Anno 1792 außer Stand war, meine Funktionen selber zu besorgen, und eines Vikarius benöthiget war, so übernahm die Regierung die Kosten desselben, und ließ mir mein ganzes Einkommen ungeschmälert.“

„Und dies Alles, mein Sohn! nennst du vor dem Angesicht des Publikums, dem dies Alles noch bestens bekannt ist, „Luft und Wasser“; und reizest dadurch seine Geduld bis auf den Grad, daß es endlich alle diese Persönlichkeiten aus ihrer Vergessenheit aufwecken muß, um sich gegen deinen Undank zu vertheidigen!“

Hier, Hochgeehrter Herr, bricht die Grabesstimme Ihres Vaters ab, und ich übernehme freundschaftlich ihre Stelle, Sie bittend: dieser immer bitterer werdenden Fehde ein Ende zu machen, in der vielleicht Ihr Ruhm als mächtiger Kämpfer, aber gewiß die Meinung des achtungswürdigern Publikums von dem gesunden Zustande Ihres Herzens nichts gewinnen kann. Hat denn Bern gar keinen Anspruch mehr an Ihr Herz? Haben Sie nicht da Ihre Bildung empfangen, eine Menge trefflicher Freunde gesammelt — die schönsten Jahre Ihres Lebens verlebt? — Wären Sie wohl, was Sie jetzt sind, ohne Bern? Und wenn Ihre unleugbaren Verdienste Sie noch höher heben sollten, wem hätten Sie dann diese

Berdienste, und die daraus entspringende Erhebung zu danken, als Ihrem Adoptiv-Vaterlande: Bern?

Geruhen Sie also, das gegen ihre Stiefmutter, die so wahrhaft mütterlich Sie großgezogen hat, gezückte Schwert in die Scheide zu stecken, und den Versuch zu wagen, ob sich die wahren oder vermeinten Rechte Ihres Stamm-Vaterlandes nicht mit mehrerer Wahrheit und Würde, nicht ohne Berns Erniedrigung und Beschimpfung verfechten lassen.

Erlauben Sie nun dem alten Manne noch eine Bemerkung: Ich habe schon so manches Beispiel von der Wahrheit des Sprichwortes erlebt: „Undank schlägt seinen eigenen Herrn“; und: „Wer Gutes mit Bösem vergilt, von dessen Hause wird Böses nicht lassen“, daß ich nicht umhin kann, Sie darauf aufmerksam zu machen, und Ihnen zuzurufen: Lieber Herr! Es ist noch nicht aller Tage Abend!

Da Sie bis dahin so richtig auf Alles geantwortet haben, was Ihnen Gedrucktes von Bern zugekommen ist, so soll ich nicht befürchten, daß dieser Brief unbeantwortet bleiben werde. Möge er, ohne Mithülfe neuer Vorkehrungen, seinen Zweck erreichen, Sie wieder mit einer Stadt zu versöhnen, die bei all' ihren Fehlern sich doch gegen Sie und Ihre Familie nicht des Fehlers der Engherzigkeit und des Undanks schuldig gemacht zu haben scheint. —

Mit Hochachtung für Ihre seltenen Fähigkeiten und Verdienste verharrend, Hochgeehrter Herr!

Ihero gehorsamer Diener

David Müsli, Pfr.

4) Kengger an Müsliu.

Urau,¹⁾ den 26. Januar 1815,

Wohlehrwürdiger, sehr werthgeschätzter
Herr Pfarrer!

Es ist eine Abschrift eines Briefes mit dem Motto „Luft und Wasser“ hieher gekommen, wovon Euer Wohlehrw. der Verfasser sein wollen, — in der That „Luft und Wasser“, das übrige war wirklich größern Verdiensten und vielen geleisteten Gefälligkeiten, wobei weder Vater noch Sohn auf Belohnung sahen, erwiesen. Als der Vater nach lange erhaltenem Beifall das Abnehmen seiner Kräfte spürte, that er den Versuch, sich um Walperswyl zu bewerben, — ward aber nicht etwa mit Hofbescheid, sondern gleich anfänglich mit derben Worten abgewiesen — und neben wem? —

Woher denn die harten Angriffe kommen, die man zu beantworten, und zur Selbsterhaltung sich zu vertheidigen genöthigt ist, kann Ihnen nicht unbekannt sein, — oder sollte der Sohn um einiger, seinem Hause erwiesener Wohlthaten willen, ein Verräther an seinem Vaterlande werden? — sollte er sich dadurch abhalten lassen, an dem Wohl von zwei Millionen Menschen zu arbeiten? Das ist etwas hoch gesprochen, werden Sie denken. — Es ist aber doch gewisse Wahrheit, daß Capo d'Istria, Metternich, Humboldt zc. ihm einstimmig das Zeugniß gaben: Er sei der einzige Schweizer, der für das ganze Vaterland spreche, — die übrigen Gesandten nur für ihre Kantone, oder gar nur für die Herrschaft ihrer Städte. —

Genehmigen Euer Wohlehrwürden diese kurzen Bemerkungen als ein Zeichen der Achtung von einem Manne, der sich mit Wahrheit nennt,

Ihero ergebenster Freund und Diener²⁾ —

1) sic!

2) Die Unterschrift Kengger's fehlt. Müsliu hat aber auf das kleine Paket, in welchem der Brief liegt, selbst geschrieben „Kengger“.

5) Müsli an Heß.

Donnerstag, 15. März 1815. —

An Herrn Antistes J. J. Heß in Zürich.

Ungeachtet der heute durch die ganze Stadt verbreiteten Sage von der Gefangennehmung oder (nach andern) dem Tode Napoleons, der ich aber noch keinen Glauben abgewinnen kann, fühle ich doch einen unwiderstehlichen Drang, mich mit Ihnen, so lange es mir meine geschwächten Augen gestatten, über die fast in jeder Hinsicht unbegreifliche Wiedererscheinung dieses schrecklichen Unmenschen auf dem Schauplatz der Welt zu unterhalten. Soll ich dabei stille stehen: Unergründlich, o Herr! sind deine Wege, und unerforschlich deine Gerichte! Oder darf ich darüber nachdenken, warum die Vorsehung diesem Ungeheuer noch zu leben und zu wirken gestattet? Gelänge es ihm, sich wieder auf den Thron zu schwingen, dann schiene das Räthsel erst ganz unauflöslich zu sein! Darf ich aber es Ihnen sagen, wie ich es löse?

Gesetzt, daß es ihm gelänge, so könnte dies nicht anders als mit Beistimmung und Hülfe des größeren Theils der Nation geschehen. Wirklich das Gegenstück zu der Wahl Barrabas! Dies würde aber eine so ungeheure Verdorbenheit dieser Nation voraussetzen und eine solche Reife zum Untergange, daß ich nicht umhin kann zu glauben, Gott wolle dieses Volk durch sich selbst und durch einen innerlichen Krieg bis auf den Grad aufreiben, daß es für lange außer Stand gesetzt sei, die Geißel und Verführerin der Menschheit zu sein.

Freilich wird die Schweiz dabei nicht verschont bleiben können. Aber sie verdient es auch nicht. Sie, wenigstens unser Kanton, hat sich seit dem Anfange unserer Revolution unverkennbar zum Nachtheil verändert; das beweisen die nun zu enge gewordenen Zuchthäuser, die jetzt 339 Gefangene beherbergen (also weit mehr als zur Zeit der vollen Größe unseres ehemaligen Kantons), das beweisen ferner die Akten des obern Obergerichts, das jetzt mehr Scheidungen — Paternitätsgeschäfte und Reinigungs-Eide zählt, als da das Land um

$\frac{2}{3}$ größer war. Ist nun das Volk einmal in solchem Grade verdorben, so ist von innen heraus keine gründliche Kur desselben gedenkbar. Gott muß ihm durch solche Mittel aufhelfen, die Er noch nicht gebraucht hat, die also noch nicht unwirksam geworden sind.

Dies, hochehrwürdiger Herr, ist die Quelle meiner Furcht: Napoleon sei bestimmt, noch einmal die Geißel seines und dann auch unseres Volkes zu werden. Was diese Furcht vermehrt, ist das 17te Kapitel der Offenbarung Johannis, das ich eben letzten Mittwoch vor 8 Tagen zu erklären hatte. Je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr Aehnlichkeit fand ich zwischen diesen Bildern und den Begebenheiten unserer Tage.

Weder Heßel, noch Stolz, noch Ewald, noch Schultheß genügten mir, und ich hätte viel darum gegeben, Ihre vor zwei Jahren gelesene Erklärung consultiren zu können. Wenn ich aber nicht irre, so ging dasselbe Manuscript nicht weiter als bis an das Ende des 16. Capitels. Wäre es nicht möglich, daß mir die Gunst der Mittheilung des von mir noch nicht Gelesenen zu Theil werden könnte? Ich bürge für Reinlichkeit und Zurückgabe desselben.

Für die Mittheilung Ihres Bibelliedes bin ich Euer Hochwürden ungemein verbunden. Es ist sehr weislich auf Vermehrung der Bibelfkenntniß berechnet, die leider unter meiner Stadtgemeinde sehr im Abnehmen begriffen ist. Man hat so viel zu lesen, daß man darüber des heiligen, alten, mitunter schwerverständlichen Buches vergißt. Bei solchen wäre Ihr Bibellied verloren. Sie würden sich in den mehrsten Strophen nicht zurecht finden können.

Meine Augen zwingen mich abzubrechen. Mich angelegentlichst dero schätzbarer Freundschaft und Gewogenheit empfehlend, und mit der größten Hochachtung verharrend,

Dero gehorsamster Müsliu, Pfarrer.

6) Heß an Müsliu.

Hochwürdiger, theuergeschätztester Herr und Freund.

Ich hätte früher Ihr Werthestes vom 15. März beantwortet, wenn es nicht eines so äußerst wichtigen Inhalts wäre. Sie werden denken, eben aus diesem Grunde hätte die Antwort früher erfolgen sollen. Ja! — Wenn nicht zugleich ein meinem höheren Alter kaum mehr angemessenes Gedränge von Geschäften zwischenhinein gekommen wäre. — Gedankt sollte ich Ihnen wenigstens sogleich haben für den Geist der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, worin ich mir mehrere Stellen schon ausgezeichnet habe, und beim zweiten und dritten Lesen noch mehrere auszeichnen werde. „Religiöse Vorlesungen für Jünglinge von höherer Bestimmung und Bildung“ — schon an sich ein schöner Gedanke! — Ich stelle mir diese Jünglinge nicht nur wahrheitsempfänglich, sondern wahrheitsbegierig vor. Solche so zu unterhalten, daß Verstand, Herz oder Gemüthlichkeit, Geschmack und Wissensbegierde, zugleich ihre Nahrung da fanden, muß ein höchst angenehmes Geschäft, ja mehr Vergnügen als Geschäft für Sie gewesen sein. Vorzüglich gefällt mir das stete Rücksichtnehmen auf das Ansehen und die Glaubwürdigkeit der Offenbarungsurkunden. Achtung, ja Ehrerbietung gegen dieselben zu befördern, ist Ihnen Zweck und Ziel — und zugleich auch Mittel, um auf diese eingefloßte Achtung für die heiligen Schriften, die bei diesen Jünglingen, oder überhaupt bei Ihren Lesern, vorgefundene Religiosität immer fester zu gründen.

Ihre Ansicht der Zeitumstände und des neuesten Ganges, den es mit dem wiedererstandenen Attila genommen hat, ist so praktisch wahr und wichtig, daß ich in dieser Hinsicht nichts beizufügen habe, als ein trauriges Eingeständniß, daß auch bei Uns hier, Stadt und Land, das Sittenverderben bei mehr als Einer Klasse von Menschen fürchterliche Fortschritte gemacht hat. Bei alledem wird auch darin Ihre Erfahrung mit der meinen übereinstimmen, daß zu gleicher Zeit auch das Gute, unter des Herrn Leitung, bedeutende Fortschritte machte.

So wie die Prüfungen oder Läuterungen schärfer werden, muß es sich auch je länger, je sichtbarer zu jener großen Scheidung anlassen, auf welche die theokratischen Führungen von jeher abzielten, und welche das charakteristische Zeichen besonders des letzten Zeitalters ist, welches das Eigene hat, daß Beide, die gute Saat und das Unkraut, sich der vollen Reife nähern, und die nicht mehr ferne Erndte ankündigen. Anstatt uns irre zu machen an dem Gang und Zweck der göttlichen Führungen in unseren Tagen, soll uns also dieß furchtbare Emporstiegen der Macht der Finsterniß, dieser neue Ausbruch derselben, im Glauben an die göttliche Regierung eher befestigen, als denselben schwächen; es soll uns in die Stimmung setzen, mit unserem Herrn und Heilande sagen zu können: „Wie würden sonst die Schriften erfüllt? Es mußte so zugehen.“

Diesem Glauben gemäß, theuergeschätztester Herr und Freund, kann ich denn diesen neuesten Aufschwung der Sache nicht so ansehen, als wenn es dabei einzig auf Frankreich und seines kleinen Nachbarn — wenn auch noch so verdiente — Züchtigung abgesehen wäre. Das Ereigniß, über welches von Neuem die Welt erstaunt, scheint mir tiefer einzugreifen und Folgen von größerer Wichtigkeit haben zu können, als jetzt selbst das klügste Cabinet noch nicht denkt. War dies doch auch schon bei den früheren Umwälzungen in Frankreich und von Frankreich her der Fall! Es nahm meist einen ganz anderen und umfassenderen Gang als den man erwartet hatte. Was jetzt geschieht ist auch nur Fortsetzung des so ominösen Ganges, den es seit dem Ausbruch der fränkischen Revolution im Jahre 1789 mit den Weltangelegenheiten genommen hat. Die Absicht des göttlichen Weltregierers bei Zulassung und Leitung dieses furchtbaren Stromganges war noch nicht erreicht, wenn schon mit dem vorjährigen Frühling eine kurze Ruhezeit eintrat. Selbst diese ging wieder mit den unerwartetsten Veränderungen schwanger; wozu die Kurzsichtigkeit derer mitwirken mußte, die den Alles unternehmenden Ruhestörer in eine Lage gesetzt hatten, die zur Ausbreitung und Ausführung neuer Pläne nur allzugünstig war. Schon damals konnte dies an Ahab's Großmuth und ihre Folgen erinnern. Wir müssen aber auch hier die Hand auf

den Mund legen, und in der so ganz mißlungenen Relegation des Löwen auf die Insel Elba, eine höhere Zulassung anerkennen, mithin die Mächte, die ihn dorthin relegirt hatten, darum nicht weniger respektiren. Sie handelten auch da so, wie ein höherer — zum Theil geoffenbarter, zum Theil jetzt noch im Dunkeln liegender Plan es forderte.

Zur Begründung dessen, was ich da sage, verehrtester Herr und Freund, würde ich jene schriftlichen Aufsätze über das letzte prophetische Buch der Schrift, Ihrem Wunsche gemäß, sogleich beilegen, wenn ich mich nicht zu einiger Ergänzung und Berichtigung derselben gerade durch diesen neuesten Gang der Sachen bewogen und gewissermaßen verpflichtet fände. In der Hauptsache finde ich zwar an dem damals Geschriebenen nichts zu ändern, wohl aber lassen sich nach den neuesten Wendungen, die es in den beiden letztvergangenen und in diesem Jahre genommen hat, einige nähere Bestimmungen anbringen, auf welche die Lage der Sachen, wie sie damals war, noch nicht führen konnte; obgleich sich Winke auf dieselbe bereits in dem, was früher geschah, und in dem prophetischen Buche selbst fanden. Diese Revision einiger Stellen jenes Aufsatzes habe ich einer etwas günstigeren Muße als die jetzige nicht ist, aufbehalten. Das Produkt dieser Muße, sowie das früher Geschriebene, werde ich Ihnen nicht vorenthalten, weil ich des discreten Gebrauchs sicher sein kann.

Zu seiner vorigen Größe wird jener furchtbare Mann, wozu er auch immer noch bestimmt sein mag, wohl nicht so schnell und so leicht wieder emporsteigen. Der Widerstand ist zu stark von Seite der allirten Mächte. Aber wie drückend für das nur erst in eine etwas ruhigere Lage versetzte Europa ist schon das, daß, durch ihn veranlaßt und genöthigt, eine so übermäßig, so riesenhaftgroße Kriegsmacht aufgeboten werden muß, um ihm die Stirne zu bieten; und daß sich diese erklären muß, kein Friede könne Statt finden, bis er völlig aus dem Wege geräumt sei. — Für einmal öffnet sich also wieder ein schreckliches Bluttheater, wo man gehofft hatte, nächstens ein allgemeines Friedensfest feiern zu können. — O, wenn auch keine Orakel vorhanden wären, die bei diesem

neuen schaudervollen Dunkel zum Leitstern dienen, wie könnten wir, verehrtester Freund, als Christen anders als uns an den Glauben einer Gottesregierung halten, die sich gerade dieses Dunkels selbst als eines Mittels zur Erreichung höherer Absichten bedienen, und aus demselben irgend ein neues großes Licht werde hervorgehen heissen? — Gibt es aber, was wirklich der Fall ist, Orakel, die so ganz auf den Gang der Zeitereignisse passen, daß sie keiner andern Deutung fähig sind, so wandeln wir schon jetzt um so weniger im Dunkeln; wir sehen aus der Dunkelheit selbst schon einiges Licht hervorschimmern und wir dürfen hoffen, ein immer helleres zu sehen, je mehr wir uns an die theokratischen Ansichten halten, die uns vom Herrn selbst und von seinen Jüngern geöffnet sind.

Nehmen Sie einstweilen, verehrtester Herr und Freund, da ich Ihnen gerade jetzt das Verlangte noch nicht mittheilen kann, die andere Hälfte dieses Bibelliedes mit eben der Geneigtheit und Güte an, womit Sie die erste angenommen aus der Hand

Ihres
mit wahrer Hochachtung ergebensten
Dieners und Freundes

J. J. Heß, Ant.

Zürich den 20. April 1815.

N. S. In gegenwärtiger Lage, glaube ich, haben wir auf nichts so ernstvoll hinzuarbeiten, wie auf das, daß theils der Glaube an Gottes Weltregierung und ihre großen Zwecke bei uns und denen, die uns anhören, befestigt, mithin dem Leichtsinne sowohl, als der Aengstlichkeit entgegen gearbeitet, theils der innere Verein gefördert werde, dessen Bildung, Erweiterung und Befestigung eine der Hauptabsichten des zeitigen Ganges der göttlichen Führungen ist. Wenn je zu einer Zeit, so zu dieser, müssen alle die kleingeistigen Antipathien, welche so lange selbst die ächten Verehrer unseres Herrn, um der Verschiedenheit der Formen willen, von einander entfernt gehalten haben, höheren Betrachtungen weichen. Nicht die Formen müssen sich gegen einander ausgleichen — nicht

Ihre Verschiedenheiten durch Zusammenschmelzung in Eine Form gehoben werden (damit wäre auf jeden Fall mehr verloren, als gewonnen); — wohl aber müssen die Ansichten der Hauptsache, Christenthum und sein Reich betreffend, die Gesinnungen gegen Ihn und seine wahren Verehrer, wechselseitig einander sich nähern, und so nach und nach eine Christenheit bilden, die in dem Sinn, wie unser Herr selbst eine sich dachte, Eins mit ihm, ein geistiges Ganzes, ein Leib Christi sei.

II. Ein Urtheil über Müsliu als Prediger.

Literarischer Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft
von Dr. A. Tholud.

Jahrgang 1835, Nr. 35.

Auszug aus dem Aufsatz: Reinhard und Müsliu als Kanzelredner.

— Die Richtung Reinhard's zeigt sich in vereinzelt, übrigens zum Theil tiefen Anklängen sogar bei Einzelnen der mehr sentimentalen Männer. Ebenso ausgesprochen und zugleich in höherer Potenz fällt sie unter dem bestimmten Einflusse Reinhard's in der erfreulichen Erscheinung des Berner Predigers David Müsliu in's Auge. In ihm sehen wir nicht mehr eine bloße Verbindung zwischen der modernen Verstandesbildung und dem positiven Christenthum, sondern schon einen bedeutenden Anfang einer wirklichen gegenseitigen Durchdringung beider. Aber auch nur erst den Anfang derselben, an der Vollendung fehlt noch viel. Auch in ihm ist es erst die Verstandesbildung, die sich mit dem Christenthum durchdringt, noch nicht die eigentliche Vernunftbildung, und es kann daher der Natur der Sache nach in ihm eine wahrhafte Durchdringung des natürlichen Geisteslebens mit dem positiven Christenthum noch nicht zu Stande kommen. Daraus erklärt sich die Ungleichheit seiner Predigten in Ansehung des darin herrschenden christlichen Geistes, die keineswegs allein durch den Unterschied ihrer Epoche bestimmt